

in sich hinein. „Er hat mich abermals aus großer Gefahr gerettet, denn ich war im Begriff, mich von meinem Forne hinreißen zu lassen und dem Ungeheuer da drüben zu antworten, wie er es verdient.“

„Es lebe die Königin! Es lebe Marie Antoinette!“ rief und jubelte das Publikum.

Marie Antoinette neigte sich vorwärts und grüßte nach allen Seiten hin das Publikum mit einem traurigen Lächeln. Aber nicht einen Blick wandte sie hinüber nach der Loge, in welcher Barnave saß, nicht ein Lächeln dankte ihm für den erwiesenen Dienst. Denn die Königin mußte schon, daß ihre Günstigen, welchen sie zu Theil ward, nur Unglück brächte, daß der, welchem sie ein Lächeln schenkte, von dem Volke geächtet werde.

Das Publikum rief noch immer jubelnd ihren Namen. Aber die Königin fühlte sich erschöpft, todesmatt, und von der Brüstung der Loge zurücktretend, winkte sie ihrer Hofdame.

„Kommen Sie,“ flüsterte sie, „lassen Sie uns gehen, während das Publikum noch ruft: Es lebe Marie Antoinette! Wer weiß, ob sie nicht nach einer Minute schon wieder rufen: Fort mit der Königin! Wir wollen keine Königin!—Es thut meinem Ohre so wehe, das zu hören. Lassen Sie uns also gehen!“

Und während das Publikum noch jubelte, verließ Marie Antoinette die Loge und trat hinaus auf den Corridor, gefolgt von Fräulein Bugois und den beiden wachhabenden Offizieren der Nationalgarde.

Aber der Corridor, welchen die Königin zu passieren hatte, die Treppe, welche sie hinunterschreiten mußte, um zu ihrem Wagen zu gelangen, beide waren heute von einer zahlreichen, dichtgedrängten Menge eingenommen. Mit Sturmeschnelle hatte sich die doppelte Kunde durch Paris verbreitet, die Königin werde heute Abend die Oper besuchen und es werde sich etwas Außerordentliches während ihrer Anwesenheit begeben.

Die Royalisten waren daher herbeigeeilt, um die Königin zu begrüßen, um wenigstens auf ihrem Wege sie anschauen zu können. Die Neugierigen, die Müssigen, die feindlich Gesinnten waren gekommen, um zu sehen, was es geben werde, und zu schreien, was die Mehrheit schreien werde. Das große Opernhaus hatte daher nicht die Hälfte derjenigen, welche heute der Vorstellung beiwohnen wollten, in seinen inneren Räumen aufnehmen können, und alle die Zurückgewiesenen hatten sich daher auf der Treppe und dem Corridor aufgestellt oder vor der Ausgangsthür Posto gefaßt. Und es war natürlich, daß diejenigen, welche vor der Thür standen, durch ihr bloßes Dasein die Neugierde der Vorübergehenden erregten, daß auch diese stehen blieben, um zu sehen, was es gäbe, daß auch sie vorwärts drängten nach der Treppe hin, um Alles zu sehen, Alles zu hören.

Aber der Bürgerkrieg, welcher im Innern des Saales gewüthet, setzte auch seine Kämpfe da außen fort;

dieselben Rufe, welche da drinnen erschallt waren, erklangen auch auf dem Wege der Königin. Nur langsam konnte sie vorwärts schreiten, immer dichter drängte sich die Menge an sie heran, immer lauter, immer gewaltiger umtobten Marie Antoinette die verschiedenen Schlachtrufe der Parteien: „Es lebe die Königin! Es lebe die National-Versammlung! Nieder mit der Königin!“

Marie Antoinette schien weder den einen noch den andern dieser Rufe zu hören. Stolz gehobenen Hauptes, mit ruhiger, ernster Miene schritt sie vorwärts, unbekümmert um das Gedränge, welches der eine der sie geleitenden Nationalgardisten jetzt nur noch mit Gewalt, mit Drohungen öffnen konnte, um der Königin einen Durchgang zu verschaffen.

Und endlich war der schwere Leidensweg beendet, endlich hatte sie ihren Wagen erreicht und konnte ausruhen auf seinen Polstern und konnte sich unbewacht von Späherblicken ihrem Schmerz, ihren Thränen hingeben. Aber ach, auch dieser Trost dauerte nur kurze Zeit! Der Wagen hielt schon wieder an. Die Tuilerien, dieses traurige, schweigsame Gefängniß der Königsfamilie, war schon erreicht und Marie Antoinette trocknete schnell ihre Thränen und zwang sich ruhig zu scheinen.

„Weinen Sie nicht mehr, Bugois,“ flüsterte sie; „wir wollen unsern Feinden nicht den Triumph gönnen, daß sie uns Thränen erpreßt haben. Suchen Sie heiter zu sein und erzählen Sie Niemandem von der Schmach des heutigen Abends!“

Der Wagenschlag ward geöffnet, die Königin stieg aus und umgeben von Nationalgarden und Offizieren kehrte sie in ihre Gemächer zurück.

Niemand hieß sie in den Gemächern willkommen, Niemand empfing sie, wie es einer Königin geziemt. Nur einige der Hofbeamten standen in dem Vorsaal, aber Marie Antoinette hatte keinen Blick für sie. Man hatte sie, welche jetzt eine constitutionelle Königin darstellen sollte, genöthigt, ihre treuen Diener und Hausbeamte zu entlassen, man hatte ihren Haushalt erneuert und sie wußte wohl, daß diese neuen Diener und Hausbeamten ebenso viele Feinde ihrer Person, ebenso viele Anhänger und Späher der Nationalversammlung waren. Die Königin schritt daher ohne Gruß an ihnen vorüber und trat in ihr Wohnzimmer ein.

Aber auch hier war sie nicht allein. Die Thür des Vorsaals blieb geöffnet und dort saß der Offizier der Nationalgarde, dessen Aufgabe es heute war, sie zu bewachen.

Marie Antoinette hatte nicht einmal mehr das Recht allein zu sein mit ihrem Schmerz, auch nicht einmal mehr das Recht, allein zu sein mit ihrem Gemahl. Der kleine Corridor, welcher von den Zimmern der Königin in die Gemächer des Königs führte, war immer geschlossen und eine Wache stand auf demselben. Diese Wache trat, wenn der König zu seiner

Gemahlin kam, mit ihm ein, und blieb, jedes Wort, welches die Gatten mit einander sprachen, belauschend, an der Thür stehen, bis der König sich wieder entfernte. Auf diese Weise hatte man die beiden Eingänge zu den Gemächern der Königin immer bewacht, denn vor dem einen Eingang saß der diensthabende Offizier der National-Versammlung und vor der Thür des andern stand ein Nationalgardist als Wache.

Mit einem tiefen Seufzer trat die Königin jetzt in ihr Schlafzimmer ein. Der Offizier saß schon vor der offenen Thür des anstoßenden Saales und blickte mit ernster, kalter Miene in das Zimmer hinein. Einen Moment slog ein Ausdruck des Unwillens über das Antlitz der Königin hin, und ihre Lippen zuckten, als wollte sie ein zorniges Wort sprechen. Aber sie unterdrückte es und trat hinter den großen Schirm, um sich von ihren beiden Kammerfrauen entkleiden zu lassen und sich ihr Negligé anzulegen.

Dann entließ sie die Frauen, und wieder hinter dem Schirm hervortretend, sagte sie laut genug, um von dem Offizier verstanden zu werden: „Ich bin müde, ich will schlafen gehen!“

Sofort erhob sich der Offizier und sich an zwei Nationalgardisten wendend, welche an der Thür des Vorsaales standen, sagte er, „Die Königin begiebt sich zu Bett, die Wache auf dem schwarzen Corridor kann also abziehen. Die National-Versammlung hat befohlen, der Nationalgarde den Dienst zu erleichtern und jede unnöthige Wache einzuziehen. So lange die Königin in ihrem Bette liegt, genügen immer zwei Augen, um sie zu bewachen, und sie werden sie, bei Gott, gut bewachen!“

Die Soldaten verließen den Vorsaal, und der Offizier schritt wieder nach dem Eingang des Schlafzimmers hin. Aber er nahm nicht auf dem Fauteuil vor demselben Platz, sondern schritt gerade hinein in das Zimmer der Königin.

Marie Antoinette erbehte und streckte den Arm aus nach der Klingel, die neben ihr auf dem Tisch stand.

„Still, um Gotteswillen still!“ flüsterte der Offizier. „Machen Euer Majestät kein Geräusch. Sehen Sie mich an.“

Und vor der Königin niederknietend, hob er das Haupt mit einem stehenden Ausdruck zu ihr empor. „Ich bin Loulan,“ flüsterte er, „der treue Knecht meiner Königin. Wollen Euer Majestät die Gnade haben, sich meiner zu erinnern. Hier ist ein Brief von meiner Gönnerin, Madame Campan, die für mich gut sagt. Wollen Euer Majestät lesen?“

Die Königin überflog das Papier rasch mit den Augen und wandte sich mit einem sanften Lächeln zu dem Offizier hin, der noch immer vor ihr kniete und ihr inmitten ihrer Erniedrigung und ihres Unglücks die Hulldigung der Majestät darbrachte.

„Stehen Sie auf, mein Herr!“ sagte sie milde. „Das

Königthum liegt im Staube und meine Krone ist so sehr zerfahmetert, daß es nicht mehr der Mühe lohnt, vor ihr zu knien.“

„Madame, ich sehe zwei Kronen auf Ihrem edlen Haupte,“ flüsterte Loulan, „die Krone der Königin und die Krone des Unglücks. Diesen beiden Kronen weihe ich meinen Dienst und meine Treue und bin bereit in diesem Dienst zu sterben. Ich vermag freilich nur wenig für Ew. Majestät zu thun, aber dies Wenige werde ich getreulich thun. Ich habe es, Dank meinem wüthenden Königshaf, meinem rasenden Jacobinerthum dahin gebracht, daß man mich auf die Liste der wachhaltenden Offiziere gestellt hat, und werde daher jede Woche ein Mal die Wache vor dem Schlafzimmer Ew. Majestät haben.“

„Und Sie wollen mir den Dienst erzeigen, Ihren Lehnstuhl so zu setzen, daß ich Sie nicht sehe, daß ich während der Nacht nicht ewig gequält werde von dem Gefühl bewacht zu werden?“ fragte die Königin in bittendem Ton.

„Mein Majestät,“ sagte Loulan gerührt, „ich werde auf meinem Lehnstuhl bleiben, aber Ew. Majestät werden es vielleicht vorziehen, die Nacht zum Tage zu machen und aufzubleiben; da Sie in dieser Nacht ungestört sein können.“

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte Marie Antoinette freudig.

„Ich will damit sagen, daß Ew. Majestät den König während des Tages, wie ich weiß, niemals ohne Zeugen sprechen können, daß Ew. Majestät daher, wenn Sie vertraulich mit Sr. Majestät sprechen wollen, die Nacht zu Hilfe nehmen müssen. Ew. Majestät haben gehört, daß die Wache während der Nacht von dem Corridor zurückgezogen ist, und es steht Ew. Majestät frei, Ihr Gemach zu verlassen und sich in das Zimmer des Königs zu begeben.“

Ein Strahl der Freude slog über das Antlitz der Königin hin. „Ich danke Ihnen, mein Herr! Ich danke Ihnen heute als Frau, vielleicht werde ich Ihnen noch einmal wieder danken können als Königin. Ich nehme Ihr großmüthiges Anerbieten an. Ja, ich mache die Nacht zum Tage und Dank Ihnen, werde ich einige Stunden ungestörten Zusammenseins mit meinem Gemahl, mit meinen Kindern haben können. Und Sie sagen, daß Sie öfter hier sein werden?“

„Ja, Majestät, ich werde alle Woche einmal zu den Befehlen Ew. Majestät stehen.“

„O, ich bin nicht mehr gewohnt, zu befehlen,“ sagte Marie Antoinette schmerzlich. „Sie sehen es wohl, die Königin von Frankreich ist machtlos, aber sie ist nicht ganz unglücklich, denn sie hat noch Freunde. Sie gehören zu diesen Freunden, mein Herr, und damit wir Beide eine Erinnerung an diesen Tag haben, werde ich Sie immer meinen Getreuen nennen.“

Nein, die Königin ist nicht ganz unglücklich. Sie hat Freunde, welche bereit sind, mit ihr zu leiden, mit

Ihr, wenn es sein soll, zu sterben! Die Polignacs sind gegangen, aber die Prinzessin Lamballe, welche die Königin nach London geschickt hatte, um mit dem Minister Pitt zu unterhandeln, die Prinzessin Lamballe ist, trotz der Warnungen, der Bitten der Königin zurückgekehrt. Marie Antoinette hatte, da sie erfuhr, daß die Prinzessin sich anschickte, von England abzureisen, an sie geschrieben: „Kommen Sie nicht in einem so kritischen Moment zurück. Sie würden zu viel über uns weinen müssen. Wie gut Sie sind, und welche eine wahre Freundin, das fühle ich, glauben Sie es mir. Aber ich verbiete Ihnen mit all' meiner Freundschaft, hierher zu kommen. Glauben Sie, daß meine zärtliche Freundschaft für Sie nur mit dem Tode enden wird.“

Die Warnung der königlichen Freundin hatte indessen die Prinzessin Lamballe nicht abgehalten, das zu thun, was ihr die Freundschaft gebot. Sie war nach Frankreich zurückgekehrt, und Marie Antoinette hatte nun wenigstens den Trost, eine zärtliche Freundin an ihrer Seite zu haben!

Nein, die Königin war nicht ganz unglücklich! Sie hatte außer ihrer Freundin noch ihre Kinder, die holde, lieblich aufblühende Tochter und den Dauphin, den Stolz und die Freude ihres Herzens!

Der Dauphin ahnte noch nichts von den Leiden und dem Unglück, das sie bedrohte. Gleich den Blumen, welche üppig und kräftig auf Gräbern aufwachsen und erblühen, so wuchs und erblühte auch der holdselige Knabe in den Tuileries, welche jetzt doch nichts weiter mehr waren, als das Grab der einstigen königlichen Herrlichkeit.

Aber der Dauphin war wie der Sonnenstrahl in diesem düstern, traurigen Schlosse und Marie Antoinette's Antlitz erheiterte sich, wenn sie auf den Sohn blickte, der sie anschaute mit so zärtlichen, leuchtenden Augen. Sie lernte an dem frischen heitern Lachen ihres Lieblings selber wieder lächeln und froh erscheinen.

Allgemach, nachdem der erste Zorn des Volkes sich abgekühlt hatte, waren die Ketten, mit welchem man sie einengte, minder strenge und lästig geworden. Die königliche Familie durfte wenigstens wieder die dumpfen, heißen Zimmer verlassen, durfte hinunter gehen in den Garten, wenn auch begleitet und bewacht von Nationalgardien. Sie durfte wieder die Thüren ihrer Gemächer schließen, wenn auch vor denselben Nationalgardisten mit geschultertem Gewehr standen.

Es gab sogar noch einige Wochen und sogar Monate in diesem Jahre 1791, wo es schien, als wollten die aufgeregten Gemüther sich beruhigen, als könne das Königthum noch einmal wieder zu einigem Ansehen kommen. Der König hatte von der Nationalversammlung gewissermaßen seine Vergebung erhalten, indem er die Constitution annahm und beschwor, welche die National-Versammlung geschaffen hatte, und welche freilich den König jeder Gewalt und jeder Macht be-

raubte, und ihn nur noch als einen Gliedermann bestehen ließ, der nach dem Willen der Constitution und National-Versammlung allein sich bewegen konnte.

Aber der König hatte, um mit seinem Volke Frieden zu machen, auch dieses Opfer noch gebracht, er hatte diese Constitution beschworen. Das Volk schien ihm dafür dankbar zu sein, schien zurückkehren zu wollen zu freundlicherer Gesinnung. Es belästigte die Königin nicht mehr mit höhnenden Zurufen, wenn sie im Tuileriesgarten oder im Bois de Boulogne sich zeigte, und es ward sogar Mode, von dem Dauphin zu sprechen, den kleinen Prinzen als ein Wunder von Lieblichkeit und Schönheit zu preisen, und nach den Tuileries zu gehen, um den Dauphin in seinem Garten arbeiten zu sehen.

Dieser Garten des Dauphins befand sich ganz in der unmittelbaren Nähe des Schlosses, am Ende der Terrasse an der Wasserröhre, er war rings umgeben von einem hohen Drahtgitter, und dicht daneben stand der kleine Pavillon, welchen der Abbé Davout, der Lehrer des Dauphins, bewohnte. Der Dauphin hatte in Versailles einen eigenen kleinen Garten gehabt, in dem er selber arbeitete, pflanzte und grub, und aus dessen Blumen er jeden Morgen ein Bouquet pflückte, um es mit freudestrahlendem Angesicht seiner Mama Königin zu bringen.

Für diesen oft so schmerzlich vermisten Garten von Versailles sollte dieser kleine Garten auf der Terrasse ein Ersatz sein. Das Kind war entzückt darüber, und jeden Morgen, wenn seine Unterrichtsstunden beendet waren, begab sich der Dauphin, strahlend vor Entzücken, in sein kleines Parterre, um dort zu graben, zu begießen, und seine Blumen zu pflegen. Der Garten ist seitdem vielfach verändert worden, er ist vergrößert, erneuert, mit höherem Gitter versehen, aber es ist doch immer noch derselbe Garten des Dauphins Carl Ludwig, den später Napoleon dem kleinen König von Rom, Carl der Zehnte dem Herzog von Bourbon, und Louis Philipp dem Grafen von Paris gab. Wie viel Erinnerung heften sich an dieses Fleckchen Erde, das von seinen jungen Eigenthümern immer so bald verlassen ward. Der Eine ist kaum zehn Jahr alt im Gefängniß gestorben, der Andere noch jünger von dem Ungewitter fortgeweht in die Fremde und hat nur gelebt, um den Namen seines Vaters zu erfahren und seinen Degen zu betrachten, bevor er starb. Der Dritte und der Vierte sind wie die beiden Ersten vom Sturmwind fortgeschleudert und ziehen noch heute ihren Mantel des Exils auf den Wegen von Oesterreich und England hinter sich her. Und wie viel haben diese Kinder, so beklagenswerth sie selber, Klagen und Thränen vergießen müssen über das Schicksal ihrer Väter. Der Eine ist auf dem Schaffot gestorben, von dem Messer eines Meuchelmörders der Andere, ein Dritter von einem Fall nieder geschmettert auf dem Pflaster der Landstraße, und endlich der größte und die

ward wie Prometheus an einen Felsen geschmiedet und langsam an seinen Erinnerungen zu Tode gemartert.

Dieser kleine Garten auf der Wasserterrasse des Tuileriesparks, welcher heute ein Stückchen Weltgeschichte bedeutet, war damals das Elorado des kleinen Dauphin von Frankreich und ihn dort zu beobachten, hinter dem Gitter zu stehen, sehnüchtig harrend auf den Moment, wo ein Blick seiner blauen Augen sie grüßte, das war das Entzückende der Pariser, die, seitdem der König die Constitution beschworen, für einige Tage und Monate wieder begeisterte Royalisten geworden waren.

Wenn der Prinz sich in seinen kleinen Garten begab, ward er gewöhnlich begleitet von einem Detachement der Nationalgarde, die den Dienst in den Tuileries hatte, und der kleine Dauphin, der jetzt schon Unterricht im Gebrauch der Waffen erhielt, trug gewöhnlich selbst die Uniform der Nationalgarde. Die Pariser waren entzückt von diesem kleinen Nationalgardisten von sechs Jahren. An allen Kaufstäden hing sein Bild aus, ward gemalt auf Fächern, Nadeln und Ringen, und es gehörte unter den vornehmsten Damen des Faubourg St. Germain wie unter den Weibern der Halle zum guten Ton, sich mit dem Bildniß des Dauphins zu schmücken. Wie strahlte seine Stirne, wie glänzte sein Auge, wenn er, gefolgt von seiner Escorte, auf die er stolz war, sich in seinen Garten begab. Wenn das Gefolge nicht sehr zahlreich war, lud der Prinz es ein, mit ihm einzutreten. Eines Tages, als alle Nationalgardisten beim Dienst sich zu der Ehre gedrängt hatten, den Prinzen zu begleiten, waren daher Viele genöthigt, außerhalb des Gartens stehen zu bleiben.

„Verzeihen Sie, meine Herren,“ sagte der Dauphin, „es ist sehr ärgerlich, daß mein Garten so klein ist, denn dies beraubt mich des Vergnügens, Sie Alle empfangen zu können.“ Dann beilte er sich, Jedem, der sich dem Gitter näherte, Blumen darzureichen und freute sich des freudigen Dankes.

Die Begeisterung für den Dauphin war so groß, daß die Knaben von Paris die Erwachsenen um die Ehre beneideten, bei ihm den Dienst verrichten zu können, daß sie sich schütten, Soldaten zu werden, um das Gefolge des Dauphins bilden zu dürfen. Es entstand ein kleines Regiment von Knaben, das sich den Namen Regiment des Dauphins gab. Die Bürger von Paris beilten sich, ihre jungen Söhne diesem Regiment einzuverleiben und die Ausrüstung und Ausrüstung derselben zu bezahlen. Als dies kleine Regiment von Miniatur-Grenadieren formirt und einexercirt war, begab es mit Bewilligung des Königs sich nach den Tuileries, um vor dem Dauphin zu manöviriren. Der Prinz war entzückt von seinem kleinen Regiment, und er lud die Offiziere desselben ein, ihn nach seinem Garten zu begleiten, damit sie seine Blumen, seine schönsten Schätze sehen könnten. „Würden Sie uns wohl die

Freude machen, der Anführer unseres Regiments zu sein?“ fragte ihn einer von den Knaben.

„Oh, gewiß,“ antwortete der Dauphin. „Ich liebe sehr die Granaten (grenadiers) in meinem Garten, aber ich würde doch noch lieber an der Spitze dieser Grenadiere stehen!“

„Dann aber ist es vorbei mit den Blumen und Bouquets für Eure Mama!“ rief einer der Knaben.

„Oh,“ sagte der Dauphin lächelnd, das wird mich nicht verhindern, für meine Blumen Sorge zu tragen. Viele dieser Herren haben, wie sie mir gesagt haben, auch kleine Gärten. Nun wohl, sie werden dem Beispiel ihres Hauptmannes folgen und die Königin lieben, und Mama wird dann täglich ganze Regimenter Bouquets bekommen.“

Die Mehrzahl dieses kleinen Regiments bestand Anfangs aus Kindern der vornehmen Gesellschaft und es war daher natürlich, daß sie, eingeübt in die Formen derselben, für ihren jungen Hauptmann einige Aufmerksamkeit hatten. Aber es ward ihnen ausdrücklich unterzagt, in irgend Etwas Nachgiebigkeit zu zeigen gegen ihren Kameraden. „Denn,“ sagte der König, „ich will wohl, daß er Gefährten habe, um seinen Ehrgeiz anzuregen, aber ich will nicht, daß er Schmeichler habe, die suchen, ihm zu Willen zu leben.“ Bald vermehrte sich die Zahl der kleinen Soldaten, denn jede Familie zeigte nach der Ehre, ihre Söhne in das Regiment „Royal Dauphin“ aufgenommen zu sehen, und ließ sie in die Colonnen desselben einschreiben. Das Volk aber drängte sich immer in Massen herbei, wenn das Regiment Royal Dauphin seine Uebungen und Exercitien auf der Place de la Caroussel ausführte. Sie waren die Miniatur-Ausführung der französischen Gardien mit den dreieckigen Hüten und den weißen Aufschlägen und es konnte nichts Reizenderes geben, als dieses Regiment der blühenden Knaben in den zierlichen Uniformen zu sehen, und den kleinen Chef, den Dauphin, der mit freudestrahlenden Augen und lächelnden Lippen sein Regiment betrachtete!

Das Entzücken und die Begeisterung der kleinen Soldaten vom Regiment Royal Dauphin für ihren kleinen Chef war aber so groß, daß sie sich sehnten, ihm einen Beweis ihrer Liebe zu geben. Eines Tages kamen die Offiziere des Regiments in die Tuileries und baten den König um Erlaubniß, ihrem Chef im Namen des ganzen Regiments Royal Dauphin ein Geschenk überreichen zu dürfen.

Der König gewährte es ihnen gern und er führte selbst die kleinen Offiziere in den Empfangssaal, in welchem der Dauphin an der Seite der Königin sich befand.

Der Dauphin eilte den Offizieren freudig entgegen. „Willkommen, meine Kameraden, willkommen,“ rief er, ihnen seine Hände darreichend. „Meine Mama Königin sagt, daß Ihr mir etwas bringen wollt, was Freude machen wird. Aber es macht mir schon Freude, Euch zu sehen, und es braucht nichts weiter!“

„Capitain, aber Sie wollen doch unser Geschenk nicht verschmähen?“

„Oh, sicherlich nicht, denn der Papa König sagt, daß es einem Capitain nicht verboten ist, von seinem Regiment ein Ehrengeschenk anzunehmen! Was ist es denn?“

„Capitain, wir bringen Ihnen ein Dominospiel,“ sagte der kleine Offizier Palloy, welcher an der Spitze der Deputation stand. „Ein Dominospiel, das ganz und gar angefertigt ist aus den Trümmern der Bastille.“

Und indem er den aus schwarzem Marmor mit Goldbeschlägen angefertigten Kasten aus seiner Umhüllung emporhob, reichte er denselben dem Dauphin dar, und recitirte mit feierlicher Miene folgendes Quatrain:

Von jenem düstern Kerker, Frankreichs Schrecken,
Siehst Du die Trümmer hier als Spielzeug an,
Sie sollen Dir ein heiteres Lächeln wecken,
Und zeigen, was das Volk in Macht und Liebe kam.

(De ces affreux cachots, la terreur des Français,
Vous voyez les débris transformés en hochets;
Puissent-ils, en servant aux jeux de votre enfance,
Du peuple vous prouver l'amour et la puissance.) *

Armer kleiner Dauphin! Selbst indem man ihm hulbigen wollte, drohte man ihm, und das Geschenk, welches die Liebe dem königlichen Kinde darbrachte, war doch zugleich ein Geschenk der Revolution, welche damit den warnenden Finger aufhob und auf die Vergangenheit hindeutete, in welcher der Haß des Volkes jenen „finstern Kerker“ zerführte, der das Werkzeug der königlichen Macht gewesen!

Der Dauphin in seiner Kindlichkeit und Unschuld empfand nichts von dem Stachel, der, unbewußt den Gebornen selber, in diesem Geschenk enthalten war. Er freute sich mit kindlicher Unbefangenheit der schönen Gabe, und ließ sich mit heiterer Theilnahme die Bedeutung des Spiels erklären. Alle diese Steine waren angefertigt aus der Kamineinfassung von schwarzem Marmor in dem Empfangssaal des Herrn von Delaunay, des Gouverneurs der Bastille, der von dem Volk von Paris ermordet ward. Auf der Rückseite jedes dieser Steine war ein goldener Buchstabe eingegraben, und wenn man diese Steine richtig aneinander reichte, bildeten sie die Inschrift: Vive le roi! Vive la reine et M. le Dauphin! Der Marmor des Kastens war geformt aus der Marmorplatte des Altars in der Kapelle der Bastille. In der Mitte befand sich jetzt ein goldenes Reliefbildniß.

„Das ist mein Papa König,“ rief der Dauphin freudig, indem er auf das Bild hindeutete.

„Ja wohl,“ sagte Palloy, der Anführer der kleinen Truppe. „Jeder von uns trägt ihn in seinem Herzen.“

* Beauschéne: Louis XVII. Sa vie, son agonie etc. IV., pag. 325.

Gleich dem König werden Sie für das Glück Aller leben, und gleich ihm werden Sie der Abgott Frankreichs sein! Wir, die französischen Soldaten und Bürger der Zukunft, wir bringen Ihnen, dem Feldherrn und Könige der Zukunft unsere Huldbigung dar, als die zukünftigen Stützen unseres Thrones, der Ihnen bestimmt ist und den die Weisheit Ihres Vaters unter die unerschütterliche Macht der Geseze gestellt hat. Die Gabe, welche wir Ihnen darbringen, ist nur gering, aber Jeder von uns fügt die seines Herzens hinzu.“ *

„Und ich gebe Ihnen Allen dafür mein Herz,“ rief der Dauphin, freudig erregt, „und ich werde mich recht sehr bemühen, artig zu sein, und gut zu lernen, damit ich zur Belohnung mit meinem schönen Dominospiel mich amüsiren darf.“

Und indem der Dauphin seine großen blauen Augen mit einem zärtlichen Blick zu der Königin, welche neben ihm stand, empor hob, sagte er ihre Hand und zog sie an seine Lippen.

„Meine liebe Mama Königin,“ schmeichelte er, „nicht wahr, wenn ich einmal recht artig und fleißig gewesen bin, dann spielen wir Beide mit meinem Dominos?“

Ein schwermüthiges Lächeln umspielte die Lippen der Königin, und Niemand sah den scheuen, entsetzten Blick, welchen sie auf diesen Kasten heftete, der für sie nur das Denkmal eines fürchterlichen Tages war.

„Ja, mein Kind,“ sagte sie sanft, „wir wollen mit Deinem Dominos spielen, und wir werden oft damit spielen, denn Du wirst gewiß oft fleißig und artig sein!“

Sie gewann es über sich, mit freundlichen Worten den Knaben zu danken für dieses Geschenk, welches sie dem Dauphin dargebracht, freundlich und gelassen zu erscheinen, bis die Deputation, begleitet von dem König und dem Dauphin, sich entfernt hatte. Dann aber, als sie hinausgegangen waren, dann erstarb das Lächeln auf ihren Lippen, und mit einem Ausdruck tiefen Entsetzens deutete sie auf den Kasten hin.

„Bringt ihn fort, oh, bringt ihn fort,“ rief sie der Frau von Tourzel zu. „Es ist eine fürchterliche Mahnung an die Vergangenheit, eine entsetzliche Prophezeiung für die Zukunft. Die Steine der Bastille, welche das Volk zerstört hat, liegen in diesem Kasten! Und dieser Kasten steht er nicht aus wie ein Sarkophag? Und dieser Sarkophag trägt das Bildniß des Königs! Oh, Jammer und Schmach über uns Unglückselige, welchen die Gaben der Liebe selbst von den Erinnerungen des Hasses verdüstert werden, und denen keine Freude ohne bittere Wermuthstropfen zu Theil wird. Die Revolution sendet uns ihre Sturmvoegel und wir sollen sie für Tauben halten, die uns Delblätter bringen. Glaubt mir, ich schaue in die Zukunft, und ich sehe die Sündfluth, welche uns Alle verschlingen wird!“

* Die eigenen Worte des kleinen Offiziers. Siehe ebendaselbst.

19.

Der 20. Juni und der 10. August 1792.

Marie Antoinette hatte wohl Recht gehabt! Die Revolution schickte ihre Sturmvoegel aus gegen die Tuilerien. Sie schlugen mit ihren mächtigen Flügeln aus gegen die Fenster des Königsschlusses, sie zerkrachten und zerbrachen mit ihren Fängen die Blumen und Gesträuche des Tuileriengartens, daß die königliche Familie nicht mehr wagte, denselben zu betreten. Aber noch waren sie wenigstens nicht eingedrungen in das königliche Schloß, und im Innern ihrer Gemächer, bewacht von den National-Gardisten, war die Königin mindestens noch sicher vor den Insulten des Volkes.

Nein, auch dort nicht mehr, denn die Sturmvoegel der Revolution schlugen gegen die Fenster, und diese Fenster mußten doch zuweilen geöffnet werden, um ein wenig Sonnenglanz, ein wenig frische Luft einzulassen. Lange schon hatte Marie Antoinette ihre Spaziergänge im Tuileriengarten aufgegeben, denn das Volk, welches hinter dem Gitter des Parks stand, hatte sie mit Worten, mit Geberden, mit Zurufungen so vielfach beleidigt, daß sie es vorgezogen, diesen Spaziergängen für immer zu entsagen. Auch der König hatte, um den Beleidigungen des Pöbels zu entgehen, seine Spaziergänge aufgegeben, und bald war es dahin gekommen, daß man auch nicht mehr wagen durfte, den Dauphin in seinen kleinen Garten gehen zu lassen. Marat, Santerre, Danton und Robespierre, die großen Führer der Massen, hatten durch ihre Drohungen gegen die Royalisten, durch ihr Aufheben des Volkes dafür gesorgt, daß Niemand mehr wagte, sich dem Gärtchen des Prinzen zu nahen, um ihn zu begrüßen, und dem Sohne der Könige seine Ehrfurcht zu bezeugen. Das kleine Regiment Royal Dauphin hatte, um dem Hohn und Spott, dem Haß und der Verfolgung zu entgehen, sich nach wenigen Monaten schon wieder auflösen müssen, und um das Gitter, welches den Garten des Dauphins umgab, standen jetzt nur die Abgesandten der Revolutionsmänner, um den Dauphin, wenn er erschien, zu verhöhnern, und ihm wilde Verwünschungen gegen den König und die Königin zuzurufen.

Eines Tages, da ein wilder Haufe Weiber hinter dem Gitter stand, und wüthende Schimpfsworte gegen die Königin ausstieß, konnte der arme Dauphin seinen Schmerz, seine Empörung nicht unterdrücken. Mit glühenden Wangen, mit blühenden Augen wandte er sich gegen die tobenden, kreischenden Weiber.

„Ihr lügt, oh, Ihr lügt,“ rief er mit zorniger Stimme. „Meine Mama Königin ist keine schlechte Frau, sie haßt das Volk nicht! Meine Mama Königin ist so gut, ach so gut, daß —“

Thränen erstiketen seine Stimme und flossen in hellen Bächen über seine Wangen nieder. Gleichsam beschämt über diesen Beweis seiner Schwäche stürzte der Dauphin aus seinem Garten fort, und eilte so rasch dem Schlosse zu, daß der Abbé Davout ihm kaum zu folgen vermochte. Weinend und schluchzend ging der Dauphin durch den Corridor hin, aber als sie die breite Treppe hinaufgegangen waren, und sich nun den Zimmern näherten, welche die Königin bewohnte, blieb der Dauphin stehen, unterdrückte sein Schluchzen, und trocknete hastig seine Augen.

„Ich will nicht mehr weinen,“ sagte er, „es würde Maman ängstigen. Ich bitte, Herr Abbé, sagen Sie Maman nichts, ich will mich auch bemühen, ganz fröhlich zu sein; denn das hat meine Mama Königin sehr gern. Zuweilen, wenn sie traurig ist und geweint hat, gebe ich mir den Anschein, als hätte ich es nicht bemerkt, und bin lustig und lache, und singe, und springe, und dann, Herr Abbé, wird das schöne Gesicht meiner Mama halb viel weniger traurig, und zuweilen hat sie zuletzt ein bißchen gelächelt. Also will ich auch heute wieder recht lustig sein, und sie nichts merken lassen! Man sieht es doch nicht, daß ich geweint habe?“

„Nein, mein Prinz, man sieht es nicht,“ erwiderte der Abbé, indem er mit tiefer Rührung in die großen blauen Augen schaute, welche der Dauphin mit einem fragenden Blick zu ihm aufschlug.

„Nun, so wollen wir ein wenig zu meiner Mama Königin gehen,“ rief der Dauphin, und er sprang vorwärts und öffnete lachend die Thür, die zu den innern Gemächern führte, und fragte, halb hinter der Portière verborgen, mit schäferndem Ton um Erlaubniß, bei Ihrer Majestät eintreten zu dürfen.

Marie Antoinette hieß ihn freudig willkommen, und öffnete ihm ihre Arme. Der Dauphin umschlang sie und drückte einen glühenden Kuß auf ihre Augen und auf ihre Lippen.

„Du bist ja heute außerordentlich zärtlich, mein kleiner Louis Charles,“ sagte die Königin lächelnd. „Woher kommt das?“

„Das kommt daher, Mama,“ sagte das Kind, „daß ich Dir heute nichts Anderes zu geben habe, als meine Küsse. Nicht eine einzige Blume. Sie sind alle vertrocknet in meinem Garten, und er gefällt mir gar nicht mehr, und ich mag ihn gar nicht mehr leiden, denn es sind keine Bouquets mehr zu pflücken für meine liebe Mama Königin! Mama, da haßt Du mein Bouquet!“

Und er küßte und herzte die Königin auf's Neue, und machte, daß ihre Augen aufglänzten, und ein Lächeln ihre Lippen umspielte.

„Nun komm, mein Kind,“ sagte Marie Antoinette, „Du stehst wohl, der Herr Abbé wartet, und ich glaube, es ist Zeit, die Unterrichtsstunden zu beginnen. Was haben wir heute zuerst für eine Stunde?“